Nummer 1. Berlin, Montag 4. Januar 1897.

Der Zeitgeist

Beiblatt zum „Berliner Tageblatt"

Verantwortl. Redakteur: Jur. E. Grüttefien in Berlin.

Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

er Einfluß Deutschlands auf England 1872—1896.

Von

Otto Brandes-London.

10. Januar 1871 schreibt der zum Besuch bei seinen indern in London weilende Freiligrath an seinen Freund tze: „John Bull in seiner Sympathie für Frankreich ist ugenblicklich nicht eben erbaulich anzusehen. Es ist nicht , welchen Blödsinn man paviren muß. Gottlob, daß de endlich dämmert!" Der Ausgang des Krieges war land eine Enttäuschung. So lange die Engländer die es Beobachters spielten — und sie spielten sie nicht –, versagten sie Deutschland nicht ihre Sympathien rüsteten sich auch wohl ob des Deutschland aufge- en Krieges. Als es sich aber darum handelte, die g zwischen Frankreich und Deutschland zu ordnen, örte sich der englische Krämergeist. Namentlich schlug er an Frankreich geübte Aderlaß von fünf Milliarden Nerven. Bedeutete ihnen doch das die Einschränkung nzösischen Konsums in England und wohl gar die rung des Handelsvertrages mit Frankreich. Die natür- und selbstverständlichste Sache, die Entfendung eines dten, welcher den der englischen Königsfamilie so henden Kaiser Wilhelm zu seinen beispiellosen Erfolgen ünschen sollte, wurde der Königin von der Volksver- versagt. Die Sympathien für Frankreich sind in d wohl nicht ganz dieselben geblieben, wohl aber ist Abneigung gegen Deutschland. Unter solchen Verhält- ist es begreiflich, daß der Einfluß Deutschlands auf d ein nicht eben wirksamer gewesen ist, und daß, wenn nser verehrter Vetter gewissen Einflüssen nicht wider- konnte, die sich mächtig ihm von selbst aufdrängten, er les gethan hat, diese mehr formaliter als dem innersten nach auf sich wirken zu lassen.

wollen es nicht verschweigen, daß nach der Kommune ntreich die konservativen Elemente auf das staats- nde Deutschland, als auf einen sicheren Eckstein von nd Recht, blickten. Ja, wir haben im Jahre 1872 beim unseres Kulturkampfes sogar einen englischen Sym- usbruch zu konstatiren, den wir aber doch mindestens sehr als einen inneren Protest gegen die zahlreichen itte aus dem hohen Adel des protestantischen Englands holischen Kirche wie als Ausdruck inniger Gedanken- schaft und des Abscheues gegen die Anmaßungen der auffassen müssen. Das Jahr 1875 schlug dem Faß den Boden aus. Der Krieg-in-Sicht-Artikel der „Post" in England einen Schrei der Entrüstung. Fürchtete och, daß Deutschland über Frankreich herfallen und ihm als einen finanziellen Aderlaß applizirenden möchte. Die ische Ablehnung der englischen Vermittelungsaner- gen seitens unseres leitenden Politikers rief erst recht ucherung der englischen Antipathien gegen Deutschland

Und so ist es geblieben.

ei grundlegende politische Ereignisse sind es gewesen, chen Deutschland dennoch auf die Geschichte Englands in sten 25 Jahren einen entschiedenen Einfluß ausgeübt hat. r mit Ausmerksamkeit die Geschichte der orientalischen in den siebziger Jahren liest, der wird mit Bewunde- anerkennen müssen, wie der große Diplomat Deutsch- mit unermüdlicher Konsequenz und seltenem Geschick es te, daß England von einem Kriege gegen Rußland, Folgen nicht abzusehen waren, zurückgehalten wurde. ehe es zur Beschickung des Kongresses kam, hatte „der e Makler" alle Hände voll zu thun, die Unebenheiten gleichen, welche zwischen England und Rußland bestan- Er war es, welcher die Forderungen der moskowitischen partei durch die Vermittelung des friedlichen Schuwalow, Wege zwischen London und Petersburg stets über ichsruh führten, auf das richtige Maß zurückzuführen

Daß die deutsche Politik damals über den geheimen Vertrag hinsichtlich Cyperns dicht hielt, und von diesem Erwerb Englands weder gegen Frankreich noch Italien etwas verlautbarte, hat jedenfalls England die ungestörte Besitzergreifung dieser neuen Mittelmeerstation ermöglicht. Wer weiß, welchen anderen Lauf die Weltgeschichte genommen, wenn Deutschland nicht des Rades Speiche „England" ergriffen und ihm, wenn auch zuweilen widerwillig angenommen, nützliche Dienste geleistet hätte. Es ist kaum anzunehmen, daß England diesen segensreichen Einfluß Deutschlands auf die englische Politik in Abrede stellen wird.

Für diese Dienste, die Deutschland England in den letzten 25 Jahren erwiesen, für diesen glücklichen Einfluß, den wir auf seine Geschichte ausgeübt haben, hätten wir erwarten dürfen, daß sich John Bull uns auf einem anderen Gebiete entgegenkommender zeigen würde. Wir meinen auf dem Gebiete der Kolonialpolitik. Unser berechtigter Wunsch nach kolonialem Besitz hat in England nur den Einfluß gehabt, eine größere Thätigkeit in „land-grabbing" — das Wort ist nicht von uns erfunden — hervorzurufen und alle unsere kolonialen Unternehmungen nach Kräften zu kreuzen. In Neu-Guinea, in Samoa, in West- und Ostafrika, überall sind wir auf ein Uebelwollen, ja auf eine Hinterhaltigkeit gestoßen, welche unsere Sympathien für England, auch in den der deutschen Kolonialpolitik nicht gewogenen Kreisen, merklich erkaltet hat. Doch es ist hier nicht der Ort, über Sympathien und Antipathien zu reden. Wir haben es hier mit konkreten Einflüssen auf die Kolonialpolitik Englands zu thun. „Imperium et libertas" heißt seit Beaconsfield der Wahlspruch Englands, wobei das Wort „libertas" freilich einen anderen Sinn hat als den üblichen. Wer dem Imperium Englands in die Quere kommt, der gilt als Feind. Das haben wir verschiedene Male an uns erlebt und erst jüngst noch nach der Kaiser-Depesche an Präsident Krüger, dem man die Freundschaft mit seinen deutschen Stammesbrüdern verdenkt, nachdem sein Vaterland die niederträchtigste, wenn auch wohlgerächte Vergewaltigung von England erfahren hat. Fürchtet man doch im englischen Kolonialamt das Vorwiegen des deutschen Einflusses in Ost- und Südafrika.

Die durch unsere Kolonialpolitik in England hervorgerufene, noch immer im Steigen begriffene Reaktion auf diese hat denn auch natürlich auf das Tempo in der Vermehrung der Flotte in England ihren Einfluß ausgeübt, wenn wir uns auch darüber klar sind, daß hierzu das russisch-französische Bündniß in erster Linie der Anlaß war.

Ganz besonders aber hat sich der Einfluß Deutschlands auf die Umgestaltung des englischen Heeres geltend gemacht. Die gewaltigen Erfolge, welche die deutschen Truppen im Jahre 1870/71 erfochten, sie mußten auch in England zum Nachdenken über die Verfassung der Armee anregen. Nach dem Jahre 1866 sagte man sich hier, die Siege habe der deutsche Schulmeister erworben, und dabei blieb es. Man wagte um so weniger, an der Armee als solcher zu rühren, als die Offizierstellen durch Kauf in den Händen des hohen Adels waren. Das Jahr 1870/71 belehrte England, daß die Siege der deutschen Truppen im Wesentlichen der glänzenden Gesammt- wie Detailführung, der trefflichen Organisation zuzuschreiben waren. Von den Franzosen nahmen die Briten die Lehre, daß ein modernes Gewehr einen wichtigen Faktor in der Kriegsführung bildet, und so erstreckte sich denn die Reorganisation der englischen Armee auf die Aufhebung des Offizierstellenverkaufs, auf die Bildung der Miliz, welche die Reserve des stehenden Heeres bildet, wie auf die Einführung eines neuen Gewehres. Im Jahre 1879 erschienen die „Army and Regulation Acts", durch die die Neuregelung des Heereswesens festgelegt wurde. Inzwischen sind wir schon ein ganz Theil weiter gekommen. Aus dem Munde Lord Salisburys wie des Oberstkommandirenden Lord Wolseley ist bereits das Wort „Allgemeine Dienstpflicht" gefallen, und im Kriegsministerium trägt man sich mit dem Gedanken der Vermehrung der Infanterie und der Artillerie.

Flotte und Armee sind jedoch für England das Rückgrat des englischen überseeischen Handels und seiner Industrie. Auf diese aber hat die Fabrikation in Deutschland einen entscheidenden Einfluß ausgeübt, der sich zu gewissen Zeiten als Panik dokumentirte. Der erste klatschende Peitschenhieb kam, als aus dem Wettbewerb um die Lieferung von Säbeln für die englische Armee die Remscheider Klingen siegreich hervorgingen. Das war im Jahre 1885. Doch dabei blieb es nicht. Ganze Fabrikationsgebiete, wie die Anilinfarbenfertigung, entrangen wir den Engländern. Von Seiten der englischen Konsularbeamten liefen allerhand Warnungen ein, England möge sich vor der deutschen Konkurrenz im Exportgeschäft in Acht nehmen; man wies auf die in rasender Schnelle erfolgte Wandlung Deutschlands aus einem Ackerbaustaat in einen Industriestaat hin. Plötzlich sah man sich im Inlande selber von Waaren aus Deutschland überschwemmt, deren Anfertigung man bis dahin als Monopol Englands betrachtet hatte. Um dem Ansturm zu wehren, verfiel man auf die Einführung der Warnmarke „Made in Germany." Auch das half nichts; im Gegentheil, es machte die Konsumenten nur darauf aufmerksam, wo sie, wenn nicht bessere, doch mindestens ebenso gute und billigere Waare erhalten konnten. Der Grimm Englands gegen Deutschland wuchs. Man tröstete sich damit, daß die sozialistischen Arbeiter in Deutschland nicht lange mehr für „Schleuderlöhne" arbeiten würden, aber der ersehnte Tag kam nicht. Da entsandte man Kommissionen zur Prüfung der Ursachen dieses merkwürdigen Zustandes, und man mußte entdecken, daß die deutschen Arbeiter mindestens so gut bezahlt waren wie die englischen, und daß wenigstens bezüglich der so ernst konkurrirenden Eisen- und Stahlfabrikation der Grund für die Superiorität Deutschlands in den besseren Fabrikationsmethoden und in der größeren technischen Ausbildung der Arbeiter lag. Auch dem englischen Freihandelssystem gab man die Schuld, und nun ertönte neben dem Ruf nach besserer technischer Erziehung der Arbeiter aus Herrn Chamberlains Munde der Ruf nach einem Zollverein unter den Kolonien gegen die fremden Mächte und in erster Linie gegen Deutschland. Man braucht das bekannte Buch „Made in Germany" nicht für baare Münze und als absolut sichere Unterlage für die Beurtheilung der Industrie in England anzunehmen, um diesen Ruf nach Schutzzöllen dennoch zu verstehen.

Die Forderung eines besseren technischen Unterrichts mag ja ganz berechtigt sein, aber er wird wenig nützen, so lange der Volksunterricht — in London und den großen Städten ausgenommen — nicht ein größeres Quantum an Vorbildung gewährt. Vielfach haben sich wohl in den letzten 25 Jahren deutsche Einflüsse auf die Organisation der englischen Schulen geltend gemacht. So ist das Kindergartensystem, dem Namen und der Sache nach, ausschließlich auf deutsche Einflüsse zurückzuführen. Es sei aber hier unterschrieben, was ein genauer Kenner der englischen Verhältnisse uns gegenüber neulich äußerte: „Die englische Erziehung führt, wie sehr sie auch äußerlich der deutschen nachgeahmt werden mag, nicht zu den sittlichen Resultaten wie diese." Trunksucht, Wetten, und wie die englischen nationalen Laster heißen mögen, haben infolge der modernen Erziehung nicht abgenommen. Einer Umgestaltung sieht der sekundäre Unterricht nach der technischen Seite der Ausbildung auf deutscher Grundlage entgegen. Auch macht sich für England das Bedürfniß nach einer unterrichtenden Universität, wie wir sie in Deutschland haben, geltend.

Der literarische Einfluß Deutschlands auf England ist in dem letzten Vierteljahrhundert kein nennenswerther gewesen. Selbst die Anstrengungen eines Carlyle sind in dieser Hinsicht ohne Wirkung geblieben. Frankreich ist vielmehr den schreibenden Engländern das ihnen nachahmenswerth dünkende Vorbild geworden.

Ebenso ist die bildende Kunst von deutschen Einflüssen unberührt geblieben. Wohl aber hat die deutsche Musik, wie sie in Wagner zum Ausdruck gekommen ist, ganz England in Banden geschlagen, und wir sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß es sich hier nicht mehr um eine bloße Modesache handelt, welche es chic ist mitzumachen, sondern um ein aufrichtiges Bemühen, in den Geist dieser Musik einzudringen und sie sich anzueignen. Ob sich auf dem Boden dieser musika-

eistige und künstlerische Beziehungen wischen Deutschland und Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren.

Von

Theodor Wolff-Paris.

n Jahre 1832 schrieb in der „Revue des deux Mondes" der Philosoph und Historiker Edgar Quinet: „Deutschland stellen wir uns noch immer vor, wie es uns Frau von geschildert hat: als ein Land der Extase, immerwährenden mens, eine Wissenschaft, die unaufhörlich sucht, ein Rausch Theorien; der ganze Volksgeist in die Idee des Unend- versenkt; in der Jugend eine romanhafte Sympathie, allen Einflüssen zugängliche Begeisterung; dann die eigung zum Pietismus, die Gleichgiltigkeit in der Politik, friedenheit eines mythischen Wohlstandes, patriarchalisches n, geräuschlos verlaufende Lebensschicksale."

ieser Vorstellung, welche die Franzosen von 1830 sich vom chen Volk, seinem Charakter und seinen Neigungen ge- t hatten, widerspricht Quinet. Aber sein Widerspruch derte nicht, daß noch eine ganze Weile diese Ideen die giltigen blieben. Bis nach 1840 galt der Deutsche als Träumer, als ein dem Mystischen zugeneigter Romantiker, ein Philosoph und darum als ein unpraktischer Kopf. dann erklang Nikolaus Beckers Rheinlied von Deutschland ber, und auf das „Sie sollen ihn nicht haben" antwortete et mit seinem „Nous l'avous eu, votre Rhin allemand". 1859 gar, nach Magenta und Solferino, begannen in kreich Viele zu begreifen, daß der Deutsche jener mystische umer nicht mehr sei. Und dann kam der deutsche Einheits- pf, kam Sadowa, kam Bismarck, kam das Jahr 1870. n konnte nicht mehr zweifeln, daß wir praktische Leute orden seien.

ber neben Denjenigen, welche sich den Deutschen als den blonden schwärmerischen Jüngling vorstellten, den Schwind und Overbeck gemalt, und dem Eichendorff so schöne Lieder gedichtet, neben diesen Romantikern und Mystikern, die von unserer Romantik und Mystik sich angezogen fühlten, hatte Deutschland noch anderer Freunde in Frankreich sich rühmen können. Die französischen Gelehrten, von denen viele Heidelberg und Jena kannten, schwärmten von der Organisation und dem Geist unserer Universitäten. Die Viktor Cousin, die Michelet, die Tuine, die Renan waren vertraut mit den Schätzen der deutschen Bildung, beeinflußt von dieser deutschen Bildung. Man lese Renan, man lese Michelet, und man wird auf vielen hundert Seiten den Einfluß deutschen Geistes verspüren.

Es kann noch etwas Anderes hinzu, und etwas, das, wie ich glaube, von außerordentlicher Wichtigkeit für diese geistigen Wechselbeziehungen zwischen Frankreich und Deutschland war. Sehr viele unter den französischen Gelehrten waren Protestanten; andere, die zur katholischen Religion gehörten, empfanden protestantisch; die meisten waren dem in Frankreich allezeit mächtigen Jesuitenthum entschieden abgeneigt. Alle diese Gelehrten fühlten sich dem protestantischen Deutschland verwandt. Michelet fand niemals höhere Töne der Begeisterung als dort, wo er im achten Bande seiner Geschichte Frankreichs die deutsche Reformation preist. Und Renan erklärte, bei Sadowa hätten „die deutsche Wissenschaft, die deutsche Tüchtigkeit, der deutsche Protestantismus und die deutsche Philosophie" gesiegt.

Zwei sehr verschiedene Klassen von Bewunderern also hatte Deutschland vor dem Kriege in Frankreich: die mystischen Seelen und die romantischen Naturen beteten mit Novalis zu Maria und mit Tieck zu Sancta Genoveva; von Goethe acceptirten sie den Werther. Die Gelehrten aber rühmten grade die Klarheit und Gründlichkeit der deutschen Bildung.

Das alles hörte — wenigstens scheinbar — auf mit dem Augenblick, als Frankreich sich von Deutschland besiegt sah. Nun wurden wir die „Barbaren" und „Sauerkrautfresser". Der blinde Haß konnte selbst einen Renan nun zu ungerechten, harten Urtheilen verführen. Einige aufgeklärte Männer fuhren im Stillen fort, die deutsche Wissenschaft zu lieben. Offen wagte sich die Anerkennung lange Zeit nicht hervor. Dort, wo sie sich gleichwohl zu äußern wagte — in einer kleinen Schrift von Gabriel Monod, die gleich nach dem Kriege erschien, und in dem Buche des Abbé Didon —, verhallte sie ungehört. Auf den Schlachtfeldern des Krieges durch „List und Gewalt" besiegt, wollte Frankreich mit dem Gedanken sich trösten, daß es auf den Schlachtfeldern des Geistes unbesiegbar sei. Es gab eine Armee, welche die französische Armee geschlagen hatte, aber es gab keine Kultur, welche an die französische heranreichte. Die französische Wissenschaft, die französische Kunst, die französische Literatur waren die erste Wissenschaft, die erste Kunst und die erste Literatur der Welt. Zärtlich, ängstlich fast überwachte man seine Berühmtheiten, päppelte man Größen zweiten und dritten Ranges zu Helden auf. Die Folge war, daß jenes glatte, formgewandte, aber oberflächliche und unendlich dünkelhafte homme de lettres-thum heranwuchs, das heute mit so großer Selbstgefälligkeit und so kleinem Können auf dem Markte Frankreichs sich brüstet.

Unser deutscher Geistesschatz war vergessen, oder wenn er nicht vergessen war, so war man stillschweigend übereingekommen, nicht mehr von ihm zu sprechen. Wie die „Versunkene Glocke", von der Gerhart Hauptmanns Märchenspiel spricht, lag der vergessene Schatz tief unten auf dem Grunde des Sees.

*

Die geistvolle Judith Gauthier hat neulich einem meiner Freunde erzählt, daß sie in den Tagen der Belagerung, während draußen vor den Wällen von Paris die preußischen Kanonen donnerten, ihrem Vater, Théophile Gauthier, Richard Wagners Opern vorspielen mußte.

Das Genie, dem wir und dem die Franzosen es verdanken, daß man auch nach dem Kriege die „Versunkene Glocke" der deutschen Kunst in Frankreich wieder erklingen hörte, hieß